

In memoriam Karl Barth

Mehr als es der jüngeren ökumenischen Generation bekannt sein mag, hat der am 10. Dezember 1968 heimgerufene große Schweizer Theologe Karl Barth Jahrzehnte hindurch die innere Ausrichtung der ökumenischen Bewegung geistig und geistlich mit bestimmt, kritisch begleitet und helfend korrigiert, wo immer es darum ging, allein das Wort Gottes maßgeblich sein zu lassen.

In der Trauerfeier im Basler Münster am 14. Dezember sind viele Stimmen laut geworden, die Karl Barth für diesen Dienst dankten, den er allen Kirchen und Konfessionen geleistet hat. Die gesamten Ansprachen sind in dem Bändchen „Karl Barth 1886–1968 – Gedenkfeier im Basler Münster“ zu finden. Mit freundlicher Genehmigung des EVZ-Verlags Zürich bringen wir daraus die Ansprachen von W. A. Visser 't Hooft und Hans Küng, die beide jene ökumenische Wegweisung und Wirkung ins Bewußtsein rufen, die vom Leben und Werk Karl Barths auf die Weltchristenheit ausgegangen sind.

Die Schriftleitung

I.

W. A. Visser 't Hooft:

Ich darf hier sprechen im Namen von sehr vielen Männern und Frauen in der weiten Welt, die ohne Übertreibung sagen können, daß Karl Barth das Instrument in Gottes Hand gewesen ist, das ihnen eine theologische Existenz gegeben hat. Ich habe schon sehr früh, 1923, erlebt, was in den folgenden Jahren so manche erlebt haben, daß der Römerbrief als Elektroschock wirkte. Wir waren so unsicher, wir suchten in allen Richtungen, wir waren in der Tat in dem dunklen Kirchturm, aber wir hatten weder Geländer noch Glockenseil gefunden. Welch eine Befreiung, daß ein Zeitgenosse, der in der gleichen Not gelebt hatte, gerade in dieser Not eine Antwort auf seine Frage gehört hatte, daß diese Antwort uns half, mit ganz neuen Augen die Bibel zu lesen, und daß uns eine Marschroute gezeigt wurde.

Es war im Jahre 1927, daß Karl Barth in dem Vorwort zur ersten Ausgabe der Dogmatik das Bild der Glocke gebrauchte. Er hat damals wohl nicht gewußt, daß die Glocke in der ganzen weiten Welt gehört werden würde.

Wie kann man das erklären, daß das, was da in Safenwil ausgearbeitet wurde, in Japan und Neuseeland, in Ceylon und Nordamerika ein Echo fand? Und nicht nur in den Kirchen der Reformation, sondern auch in den katholischen und orthodoxen Kirchen? Ich denke, daß die Not der Kirche eine universale Not war, daß die Krankheit der Kirche eine Epidemie von ökumenischen Dimensionen war. Und Karl Barth sprach nicht von einzelnen Krankheitssymptomen, sondern von dem *Vitium originis*, nämlich, daß die Kirche ihrer ersten, ihrer eigentlichen Aufgabe untreu geworden war. Einer seiner ersten Aufsätze, die eine weltweite Verbreitung gefunden haben, war der klassisch einfache Beitrag in der „Feuille Centrale de Zofingue“: „Fragen an das Christentum“ aus dem Jahre

1931 mit den scharfen Fragen: Weiß das Christentum, daß es einer Welt gegenübersteht, in der neue Religionen die Macht an sich reißen? Wird das Christentum sich verführen lassen, mit diesen Religionen zu paktieren und sich ihnen anzupassen? Oder wird das Christentum wieder entdecken, daß es nur bestehen kann als Gemeinde, in der Gott spricht und der Mensch Gottes Stimme hört?

Genau wie durch Barth's „Theologische Existenz heute“ der Bekennenden Kirche in Deutschland ein Weg gewiesen wurde, so haben viele in anderen Kirchen durch solche Fragen gelernt, was ihre Aufgabe in dem großen Geisteskampf der dreißiger Jahre war. Ich bin überzeugt, daß die Erneuerung der ökumenischen Bewegung in den dreißiger und vierziger Jahren nicht zustande gekommen sein würde, wenn sie nicht von den kritischen Fragen Karl Barths begleitet gewesen wäre. Er hat es uns nicht gerade leicht gemacht, aber kein Mensch konnte bezweifeln, daß es bei seiner Kritik von der Stellungnahme zur Jerusalemer Missionskonferenz im Jahre 1931 bis zu: „Ad Limina Apostolorum“ immer um die große Sache Gottes ging.

So ist Karl Barth in ganz einzigartiger Weise ein Pastor Pastorum Ecumenicus geworden. Seine Sendschreiben haben gewarnt, getröstet, ermutigt. Ein schönes Beispiel, daß geistliche Vollmacht wirklich *geistliche* Vollmacht ist und ebensogut aus einem Studierzimmer in Basel sprechen kann wie aus einem kirchlichen Hauptquartier. Es ist bezeichnend, daß der letzte dieser pastoralen Briefe an die Christen in Südostasien adressiert ist, er erreichte mich gestern aus Singapore, und daß darin das Hauptthema ist: Ihr sollt in eurer eigenen Weise und besser, als wir es getan haben, euer Zeugnis abgeben, aber es muß um das gleiche Zeugnis gehen, das die Männer des Alten und Neuen Testaments schon gegeben haben.

Es war darum ganz natürlich, daß er gebeten wurde, den Hauptvortrag bei der ersten Vollversammlung des Ökumenischen Rates in Amsterdam 1948 zu halten. Der Vorschlag, ihn einzuladen, kam von einem Theologen, der auf einer ganz anderen theologischen Linie arbeitete. Was er dort und später in der Vorbereitung von Evanston 1954 der Ökumene sagte, kann man am besten mit einem typischen Vorfall im Château de Bossey illustrieren. Es wurde dort über Bibel und Bekenntnis gesprochen. Ein Teilnehmer hatte einen dicken Band der Bekenntnisschriften seiner Kirche vor sich und zitierte manchmal daraus. Barth wurde ungeduldig, nahm ein griechisches Neues Testament und legte es auf die Bekenntnisschriften. Alle verstanden, was er sagen wollte.

Er hat aber nicht nur durch seine Schriften und Vorträge ökumenische Wirkung gehabt. Menschen aus vielen Ländern haben dankbare Erinnerungen an unvergeßliche Stunden in seinem kleinen Studierzimmer, in denen er ihre Fragen und Nöte ernst nahm und ihnen half, ihre Fragen und Nöte noch ernsthafter zu begreifen, als sie es getan hatten. Denn man kann von ihm sagen, was er von seinem intimen Freund Pierre Maury gesagt hat, nämlich daß es seine große Gabe war, ein tiefes Interesse für theologische Fragen zu verbinden mit einem Verständnis für alles Menschliche und Persönliche.

Ist das nun alles vorbei? Nehmen wir heute nicht nur Abschied von Karl Barth, sondern auch von seinem Zeugnis? Ganz gewiß nicht. Wenn Gott uns einen Mann geschickt hat, der Gottes Wort mit solcher Vollmacht und Klarheit ausgelegt hat, so wird Er auch dafür sorgen, daß dieses Zeugnis immer wieder neu gehört wird. Es wird Zeiten geben, in denen wenige auf Barth hören wer-

den. Es wird Zeiten geben, in denen manche mit Freude seine Botschaft wieder entdecken werden.

Die Nachricht vom Tod Karl Barths erreichte mich im Haus der Reformierten Kirche von Frankreich in Paris, als ich gerade eine kurze Andacht für die Mitarbeiter halten sollte. Der mir aufgegebenen Text war aus dem 5. Kapitel des ersten Thessalonicherbriefes. Es war, als ob in dieser Minute die Stimmen von Paulus und von Karl Barth eine einzige Stimme würden. Ganz besonders, als ich die Worte zu lesen hatte: „Seid allezeit fröhlich . . . Seid dankbar in allen Dingen, denn das ist der Wille Gottes in Christo Jesu an euch.“ War das nicht genau, was Karl Barth uns immer wieder gesagt hatte?

Und dann auch und zuletzt die ganz schlichte Begründung dieser Dankbarkeit, die alles zusammenfaßt, was Karl Barth uns zugerufen hat, und alles sagt, was wir in dieser Stunde zueinander zu sagen haben:

„Getreu ist er, der euch ruft, er wird's auch tun.“

II.

Hans Küng:

Wenn ich als katholischer Theologe bei der Trauerfeier für diesen großen evangelischen Theologen sprechen darf, so nicht, weil ich Karl Barth in den letzten fünfzehn Jahren als meinen mich ständig im Geist begleitenden väterlichen Freund betrachten durfte, sondern weil an diesem Grab auch die *katholische Theologie* zu Worte kommen soll. Und daß sie dies darf, dafür danke ich Ihnen. Mit Ihnen trauern heute ungezählte Katholiken, Theologen und Laien, überall auf der Welt, wo sie das Wort Karl Barths in so vielen Sprachen getroffen hat.

Es gab eine Zeit, die brauchte den Doktor *utriusque iuris*, den Doktor beider Rechte. Unsere Zeit braucht dringend den Doktor *utriusque theologiae*, den *Doktor beider Theologien*, der evangelischen und der katholischen. Und wenn einer in diesem Jahrhundert das beispielhaft vorgelebt hat, so war es Karl Barth.

Das mag erstaunen, wenn man bedenkt, daß kaum ein bedeutender Theologe unseres Jahrhunderts die katholische Kirche und Theologie so bestimmt, so zornig, so herausfordernd angegriffen hat wie Karl Barth: in seiner Kirchlichen Dogmatik genauso wie auf der Vollversammlung des Weltkirchenrats in Amsterdam. Ja, er hat uns *herausgefordert*: uns Katholiken zur Rechten nicht weniger als den neuprotestantischen Gegner zur Linken. Und er tat es uns gegenüber nicht immer in den Tönen Mozarts, von dem er bei aller Liebe in der Kirchlichen Dogmatik etwas wehmütig feststellt, er sei dem Anschein nach kein besonders beflissener Christ und überdies noch katholisch gewesen. Aber seine Herausforderung war bei aller Polemik bestimmt durch das, was er an Mozart so rühmte: durch eine leidenschaftliche, große, freie Sachlichkeit. Und die Sache, der er Gehör, lautes Gehör verschaffen wollte, war die christliche Botschaft.

Vom Evangelium her meinte er so scharf sprechen, meinte er gegen uns *protestieren* zu müssen. Und so erschien er vielen von uns als der protestantische Theologe schlechthin. Aber wahrhaftig nicht nur, weil er *gegen* etwas, sondern weil er *für* etwas protestierte, für etwas, wofür sich heute noch und heute vielleicht sogar wieder neu zu protestieren lohnt: für den lebendigen so ganz anderen Gott, den eine seichte protestantische und katholische Theologie

meinte völlig in ihr humanes System vereinnahmen zu können; für das stets aktuelle Wort Gottes in der Schrift, das vor lauter frommen und gescheiterten allzu menschlichen Worten, gesprochenen und geschriebenen, auch in der Kirche nur schwer vernommen werden konnte; für den einen Jesus Christus, dem man in den Kirchen immer wieder gern andere politische oder geistliche Führer oder auch schlicht den Menschen selbst zur Seite geben wollte; für die Gemeinschaft der glaubenden Menschen, die immer wieder in der Kirchengeschichte entweder durch selbstmächtig gewordene Institutionen oder aber auch durch arrogantes selbstmächtiges Schwärmertum bedroht ist.

Mit diesem seinem positiven Protest, seinen großen evangelischen Intentionen, die wie immer man zum Barthschen System steht, durchgehalten werden müssen, hat Karl Barth die protestantische Theologie selbst für uns Katholiken wieder zu einem ernsthaften, evangelischen Diskussionspartner gemacht. Und mit diesem Protest hat er zugleich viele von uns Katholiken aufgeweckt: sein auch in der Dogmatik prophetisches Wort wurde auch in unserer Kirche gehört, und er selber war erstaunt, wie gut es gehört wurde. Karl Barth ist gerade als grundevangelischer Theologe durch seinen Einfluß auch in der katholischen Kirche — sehr indirekt und doch sehr wirksam, das zu sagen dürfte nicht übertrieben sein — zu *einem der geistigen Väter der katholischen Erneuerung* im Zusammenhang mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil geworden, einer Erneuerung, die ihn in den letzten Jahren manchmal traurig-froh fragen ließ, ob heute der Geist Gottes in der katholischen Kirche nicht lebendiger sei als in seiner eigenen.

Aber er hatte bis zum Ende nichts übrig für das „Katholisieren“, jenes allzu oberflächliche Sichanpassen, wie er auch von seinen katholischen Freunden kein „Protestantisieren“ wünschte und sie vor dem Wiederholten protestantischer Fehler in nachkonziliarer Zeit warnte. Was seine Haltung war, erwartete er auch von anderen: gerade dann nicht feige auszusteigen, sondern kräftig zuzupacken, wenn das eigene Schiff in Sturm und Gefahr war. Im Vertrauen auf Gottes Wort fest in der eigenen Kirche stehend, aber mit offenem Blick für die anderen.

Und diesen offenen Blick hatte er schon immer. Und er hat es damit uns katholischen Theologen leichter gemacht, ihn und durch ihn die evangelische Theologie zu verstehen. Und wie er menschlich mit unerbittlicher Unterscheidungsgabe humorvolle Milde vereinte, so hatte er auch theologisch bei aller kompromißlosen evangelischen Konzentration eine Weite an sich, die ihn zum Doktor auch unserer Theologie werden ließ. Gerade dieser radikal evangelische Theologe wies bei allen Unterschieden insbesondere zwei Züge auf, die über einen engen Protestantismus hinaus *evangelisch-katholische Weite* zeigten.

Für Karl Barth war die *ganze Kirche* wichtig, und dies heißt zunächst in zeitlicher Dimension: auch die *Kirche der Vorzeit*. Schon früh ging er an gegen ein Geschichtsbild und eine theologische Haltung, die in *ungeschichtlicher* Anknüpfung an die Urkirche die Zwischenzeit zwischen Urkirche und Reformation als ein kirchliches Vakuum wertet. Das Vorwort zum 1. Band der Kirchlichen Dogmatik polemisiert bei aller scharfen Ablehnung der katholischen „*Analogia entis*“ heftig gegen diejenigen, für die die Kirchengeschichte erst mit dem Jahr 1517 beginnt und die, wie er sagt, auf Grund des Märchens von der „unfruchtbaren Scholastik“ und des Schlagworts vom „griechischen Denken der Kirchenväter“ gerade dort zu denken aufhören, wo die interessantesten Probleme

anfangen. Er möchte Anselm und Thomas „auch ohne Zeichen des Abscheus“ zitieren dürfen. So stand Karl Barth zugleich kritisch und verstehend in dieser Kirche von zweitausend Jahren, die in keinem Jahrhundert nicht in der Welt war, verbunden mit ihren großen Theologen, die er, stets prüfend, doch als seine Väter und Brüder im Glauben anerkannte. Er gewann damit nicht nur an katholischer Weite, sondern auch an evangelischer Substanz. Und gerade weil er die Kontinuität nicht verleugnete und sich der Kirche und Theologie der Vorzeit stellte, wurde seine Kritik für uns so unüberhörbar, so dringlich.

Für Karl Barth war die ganze Kirche wichtig, und das heißt dann auch in räumlicher Dimension: die Kirche der ganzen Welt. Überzeugt in der reformierten Tradition stehend und Calvin als seinen besonderen Kirchenvater bei allen Reserven nie verleugnend, hatte er in Theologie und Haltung nichts Sekterischer-Protestantisches an sich. Seine Theologie war nie provinziell oder — schlimmer — nationalistisch. Er hatte nichts übrig für die Introvertiertheit von abgekapselten Gemeinden, Landeskirchentümern oder auch selbstgefälligen Konfessionskirchen und -bünden. Erfüllt von paulinischer „Sorge um alle Kirchen“ dachte er in Theorie und Praxis, und je länger desto mehr, universal. Und weil er versuchte, weit zu denken, wurde er auch weit gehört. Und weil er universal dachte, vermochte er allenthalben evangelische Konzentration zu vermitteln. Und er wurde so weithin — und das ist vielleicht das Schönste, was man von ihm sagen kann — ein Zeuge unseres gemeinsamen Glaubens. Und gerade als solcher vermochte er für uns besser als andere den reformatorischen Glauben verständlich zu machen, bis hin zur großen Entscheidungs- und Scheidungsfrage der Reformation vor 450 Jahren, der Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben allein, in der heute keine Spaltung mehr notwendig ist.

Vor vielen Jahren diskutierten wir, wie so oft, über Papst und Petrusdienst in der Kirche. Und als er mir damals nicht zustimmte, sagte ich schmunzelnd: „Nun gut, den guten Glauben billige ich Ihnen zu!“ Da wurde er ernst und sagte: „So, den guten Glauben billigen Sie mir zu. Den guten Glauben würde ich mir nie zubilligen. Und wenn einmal der Tag kommt, da ich vor meinen Herrn zu treten habe, dann werde ich nicht mit meinen Werken kommen, mit meinen Dogmatikbänden auf dem Rücken in der ‚Hutten‘. Da müßten alle Engel lachen. Dann werd ich aber auch nicht sagen: Ich habe es immer gut gemeint, ich hatte den guten Glauben. Nein, dann werde ich nur das eine sagen: Herr, sei mir armen Sünder gnädig!“

Das ist der gemeinsame Glaube der Christenheit. Und unsere gemeinsame tröstliche Hoffnung ist, daß Karl Barth geschenkt wurde, worum er bat.